

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 20

Artikel: Ein Mann ohne Ehre [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Mann ohne EHRE

Roman
von
Lisa Wenger

16. FORTSETZUNG

«Sag du ‚Sie‘, wenn’s dich freut. Sag du, sag Vater oder Mutter zu mir, was du willst.» Ihn übernahm das Glück wieder, sein Herz klopfte zu sehr und er zitterte.

«Wollen wir noch ein wenig an der Spree entlang spazieren gehen?» fragte er, als er sich beruhigt hatte.

«Ach, der Spree entlang! Die riecht so schlecht im Sommer. Fahren wir doch hinein in die Stadt und gehen in ein Kaffee und trinken ein Glas Bier...»

«Roland, unter Menschen gehe ich nicht. Ich kann nicht unter Menschen gehen. Ich kann nicht.»

«Doch, doch, du kannst. Allein konntest du nicht, aber zu zweien ist alles viel netter.» Er suchte des Vaters Hut, den alten, grauen, mit dem breiten Rand, und setzte ihn ihm auf. Er fragte noch einmal nach einer Kleiderbürste, aber es war wirklich keine da.

Er nahm den Widerstrebenden am Arm und führte ihn die vier Treppen hinunter. Unter der Haustüre blieb Ruscht stehen.

«Roland, schämst du dich nicht, mit mir zu gehen?». Seine Augen feuchteten sich. «Bedenke, dass ich aus dem Zuchthaus...»

«Vater, schäm du dich, so von mir zu denken.» Ruscht lächelte. Roland, der die Stadt gar nicht kannte, dirigierte und kommandierte und brachte es dazu, dass sie endlich hinter einem weissen Marmortischchen sassen und Bier tranken.

Es war die erste Nacht seit vielen Jahren, in der Othmar Ruscht gut schlief.

Roland hatte sich beim Vater häuslich eingerichtet. Er sah sich in der Wohnung um und traf darauf allerlei Veränderungen. Hinter der Küche hatte er ein kleines Gelaß gefunden, mit einem Fensterauge, das nach dem Hofe sah. Eben gross genug, um einem Menschen die lebensnotwendige Luft zu geben. Dies Kämmchen hatte er sich gehörig vorgenommen, es geradezu umgewandelt und statt dem überall herrschenden schmutzigen Mausgrau ein helles, gelbliches Weiss hingezaubert.

Er hatte einen chinesischen Ballon, rosa farben mit schönen Frauen darauf, an die Decke gehängt und eine dicke Kerze gespendet.

Eine Bettlade hatte sich der junge Schreiner selber gezimmert, nach eigener Zeichnung, der Mode nicht entsprechend. Auch hatte er nicht dunkles Holz dazu genommen, sondern helles, ganz weisses, und darin ebensogut geschlafen wie früher im dunkeln.

Alles war gut.

Was nicht gut war, das war seines Vaters innere Verfassung. Die Vergangenheit

liess sich nicht umbringen. Sie hatte ein zu zähes Leben. Nachdem die erste, jähre Freude und das Glück von Rolands Gegenwart seine starke Wirkung, Kraft und Frische etwas eingebüßt hatte, sank Ruscht wieder in den Jammer seines verdorbenen Lebens zurück.

Der letzte Rest des veratmenden Selbstgefühls ging verloren. Die Reue hatte ihn angepackt.

Nicht mehr das Wie seines Unglücks und das Fragen nach dem Warum, und das Suchen nach Milderung seines Vergehens, beschäftigte seinen Geist. Das war ihm nicht mehr das Wichtigste.

Wenn er an seinem alten Platz am Fenster sass, waren es nicht mehr die engen Mauern der Zelle, in der er gefangen gelebt, nicht mehr der Gefängnisgeruch und der Verlust der Freiheit, das Gefühl ein Dieb unter Dieben zu sein, woran er ständig dachte.

Es war die Schande, das Verbrechen an seiner Ehre, das vernichtete Gut in ihm, die zerstörten, die vergeudeten Gaben, die ihn beinahe verzweifeln liessen.

Es war die Reue. Jene, die nicht auf andere die Schuld abzuladen sucht, sondern sie auf eigenen, gebeugten Schultern trägt.

Mea culpa. Die düstere Blume war ihm aufgegangen. Reue hat harte Hände. Sie hält fest, was sie gepackt hat. Und allein muss man mit ihr kämpfen. Da kann keiner einem helfen. Sie bringt Erlösung, die echte Reue. Aber es dauert lange, bis man so weit ist.

Ein junger Mann, dachte Ruscht immer wieder, kann hingehen und wieder gut machen. Er kann es wenigstens versuchen. Ihm kann man verzeihen. Aber einem wie ich? Ich? Mein ganzes Leben müsste ich neu anfangen können. Von Anfang an habe ich es verpfuscht. Nicht gehört auf warnende Stimmen. Den Teufel in mir wachsen lassen. Ich wollte schlecht werden. Es schien mir lockend, schlecht zu werden. Das Leben schien mir besonders glänzend zu flimmern, unter den bösen Sternen.

Ich weiss jetzt, dass ich es gewollt habe, so wie es gekommen ist.

Aber auch diese Erkenntnis genügte nicht zu seiner Erlösung.

Roland tat, was in seinen Kräften stand, um dem Vater zu helfen. Er wehrte sich gegen den Geist der Trostlosigkeit, um des Vaters und um seinetwillen.

Mit seinen herrlichen neunzehn Jahren und der ererbten Gleichmütigkeit seiner Mutter kam er über die Düsternis hinweg, die beinahe leibliche Gestalt annahm.

Er liebte seine Arbeit. Er tat sie gern. Da war kein Lauern auf den befreien Stundenschlag. Er begann eigene kleine Entwürfe zu zeichnen. Die Möglichkeiten von Verbesserungen zu entdecken. Er verdiente genug, um den Vater und sich zu erhalten. Er sang und pfiff, pfiff und sang.

Am Samstag nachmittags ging’s flugs auf den Fussballplatz. Er musste sein Gewissen ständig überreden, um des allein gelassenen Vaters willen und hie und da zum Gehorsam des Schweigens zwingen. Aber er sagte sich: Ich will leben und gesund sein. Und weil er gesund war, wurde auch sein Gewissen nachsichtig ihm gegenüber und verdarb ihm die Freude nicht.

Wenn er täglich um sechs Uhr abends heim kam und den Vater so dasitzen sah, ohne ein Buch in der Hand (Bücher holte Roland auf der Bibliothek des Volkshauses), ohne zu schreiben, beinahe unbeweglich, sagte er sich mit Schrecken: Der Vater will sterben.

Es kamen auch Tage, an denen Ruscht auflebte. Wenn die Briefe von Walter kamen, der immer noch kindlich und stets lustig schrieb. Briefe von Nini, die, wie sie ihrer alten Mutter angenehm verlegen gestanden hatte, sich auf bürgerlich-anständige Weise über Othmars Abwesenheit tröstete. Und die nicht verfehlte, ihm verschleierte Vergleiche von früher und jetzt auf dem Präsentierteller darzubringen, um dadurch ihre — durch Othmar verursachte Lage — in das richtige Licht zu setzen.

Sie war nicht mehr die gutmütige Nini Möller. Bewahre. Immerhin, sagte sich der so bescheiden gewordene Ruscht, haben die Kinder ihr ein paar nützliche Eigenschaften zu verdanken.

Von Zeit zu Zeit lagen noch andere Briefe unten im Kasten. Briefe, die Roland triumphierend mit hinauf brachte.

«Von Doktor Seiler, Vater. Der ist doch ein famoser Kerl. Soll ich vorlesen?»

«Ja, lies vor.» Und während Roland las, stiegen in Ruscht die todestraurigen Stunden wieder auf, in denen sich dieser Mann als hilfreicher Mensch und Freund gezeigt hatte. Als ein Freund, den man nicht beneiden durfte, sondern dem man das Gute gönnen musste. «Wenn das nur leichter wäre», seufzte Ruscht.

Roland las, dass Robert Seiler und seine Frau bei der und der Gelegenheit in Freundschaft seiner gedacht hätten. Es liess sich aus den Worten der ehrliche Wunsch erkennen, den Verarmten nicht an seine Vergangenheit zu erinnern. Der Schreiber mühete sich, mit Sorgfalt alles zu vermeiden, was irgendwie an Ueberheblichkeit, Mitleid, Distanz erinnern könnte, dem Sünder gegenüber. Beatrix und Seiler hatten um den fehlbaren Mann den hochbegabten Mann nicht vergessen. Ruscht empfand das wohl, und war dem vornehm denkenden Gatten Bés dankbar. Aber er sagte sich, dass es für gerade, ehrliche, sorglose Menschen leicht sein müsse, die Unehrlichkeit der andern zu übergehen. Sie können es, meinte er, im Bewusstsein ihrer Lauterkeit. Sie können vergessen, verzeihen und den Widerwillen gegen das Schlechte überwinden, weil es sie gleichsam nichts anging.

Der Brief war zu Ende, Roland schwieg.

«Ein famoser Brief, nicht?» fragte er eifrig.

«Ja, ein wertvoller Brief. Treue Freunde. In meinem Fall besonders.»

«Vater, ich habe manchmal gedacht — aber nimm es mir nicht übel — du seiest in diese schöne Beatrix verliebt gewesen.» Er schaute den Vater an und sah, dass ihm das Blut in die Stirne stieg. «Aha», dachte Roland.

«Und hat sie dich auch...?»

«Schweig Roland», rief Ruscht heftig. «Erlaube dir nicht, unehrerbietig an diese Frau zu denken.» Roland ärgerte sich.

«Gott, so schrecklich ist das nicht. Wenn man jung ist, verliebt man sich eben.» Ruscht kämpfte zwischen Lachen und Sichempören.

«Was weisst du davon, Kind.»

«Was, ich sollte vom Verlieben nichts wissen? Du kennst mich aber schlecht! Jeden Tag verliebe ich mich, und wie.» Ruscht lächelte. Dann aber war es, als ob eine graue Hand das Lächeln auslöschte. Er sah plötzlich wieder alt und verfallen aus.

«Ich meine nicht die Verliebtheit. Ich rede von der Liebe.» Da merkte Roland, dass das ein Gebiet war, das er nicht betreten durfte, ohne die Schuhe auszuziehen. Ein Gebiet, das dem Vater heilig sein musste.

Es kamen auch Briefe von Beatrix. Die

nahm Othmar Ruscht stets schweigend entgegen und legte sie, die Aufschrift nach unten, auf den Fenstersims. Seit dem Tag, an dem der Vater rot geworden, fragte der Sohn nicht mehr, ob er Bés Briefe vorlesen solle.

Ruscht hatte sich als Weihnachtsgabe — Seilers hatten sehr darum gebeten, dass er einen Wunsch äussern solle — ein Vergrösserungsglas gewünscht, und ein scharfes, ausgezeichnetes und grosses Glas erhalten. Damit las er den Brief und erschrak zuerst jedesmal, wenn die Buchstaben gleich grossen, schwarzen Käfern über das Papier zu krabbeln schienen, denn seine Hand zitterte, wenn er las.

Beatrix schrieb herzlich und warm, und brauchte sich dazu nicht mehr zu zwingen. Sie hoffte, den Erstarrten mit der Zeit wieder aufzuwecken zu können. Sie sprach von der Mutter, von der Freundschaft, die jene Othmar geschenkt hatte. Sie sprach von Büchern, sie erzählte von Theatervorstellungen. Sie wollte ihn an seine frühere Beschäftigung gemahnen. Sie war sehr freundlich, und doppelt in der Erinnerung an die gütige Frau Susanna. An die Frau, die nach Othmar Ruschts eigenen Worten seine Fehler kannte und von seiner früheren Ehrlosigkeit wusste und doch keinen Fussbreit zurückgewichen war. So wie die Mutter gewesen, schrieb Bé an ihn, möchte sie werden.

Gerührt las er den Brief zum zweiten Male. Und abends, ehe er einschlief, noch einmal. Beinahe musste er lachen. Als wäre ich ein Pennäler, dachte er. Wenn nur der Unterschied von damals und jetzt nicht so gross wäre. Wieso? War es nicht Anbettung, die er Beatrix widmete?

Nach vielen trüben Tagen ging die Sonne auf über Othmar Ruscht. Es lag wieder ein Brief im Kasten. Roland brachte ihn dem Vater. Es war ein Schreiben von Doktor Seiler, wie andere auch schon gekommen waren. Aber, was darin stand! Was er da las, vor Freude erschüttert! In vierzehn Tagen finde in Berlin der jährliche Juristentag statt, und er, Seiler, gedenke ihn zu besuchen und seine Frau mitzubringen, die Berlin noch nicht kenne. Sie freuten sich beide, ihn wiederzusehen. Sie würden sich melden, sobald er Zeit und Umstände der Veranstaltungen kennen würde, denn er müsse sich nach den Vorträgen richten und sei nicht ganz frei.

Ueber Ruschts Gesicht ging ein plötzliches Leuchten. Er schluckte und wollte Roland seine Ergriffenheit nicht zeigen. Er stand auf und schaute aus dem Fenster... Er drehte dem Sohn den Rücken zu. Er hustete, alles nach seiner alten Weise.

Darauf gab er ihm Doktor Seilers Brief.

«Roland, sie wollen mich besuchen. Ich weiss nicht, ob ich das annehmen darf oder kann. Ich meine, ich dürfe Frau Beatrix nicht ins Gesicht sehen. Sie wollen mich besuchen, Roland, hier, in dieser Stube. Damals, als ich bei ihnen auf die Nachricht wartete...»

«Ach, Vater, vergiss das jetzt. Denke an die herrliche Nachricht. Denke, dass zwei Freunde kommen, und weiter denke nichts.»

«Wenn ich nur auf dich gehört hätte, Roland», sagte Ruscht plötzlich.

«Auf mich? Wie meinst du das?»

«Du hast vorgeschlagen, ob wir nicht eine sonnigere Wohnung suchen sollten, und ich schlug den Vorschlag aus. Jetzt siehst du.»

«Ich sehe nichts. Und Frau Seiler wird auch nicht gleich die Sonne vermissen, wenn sie hereinkommt. Sie wird dich anschauen, vermisse ich.»

Ruscht war aufgereggt, mehr noch als damals, als Bé als junge Frau ihn mit ihrem Mann besucht hatte.

«Du musst mir helfen, Roland. So wie jetzt, darf es bei uns nicht aussehen, wenn sie kommt. Alles muss anders werden.»

«Bin neugierig, wie du das machen willst, Vater?»

Ruscht ging auf und ab, die Hände auf dem Rücken. Er sprach laut, nicht zwischen den Zähnen, wie oft, unhörbar. Er sah in den kleinen Spiegel und schüttelte missmutig den Kopf über das Bild, das sich ihm bot.

«Roland, wir werden Auslagen haben. Verzeih, aber es wird nicht zu umgehen sein. Glaubst du, dass du es leisten kannst?»

«Kommt darauf an, wenn es nicht gar zu königlich sein soll, dann ja.»

«Einen schönen, baurischen, glasierten Topf mit Blumen darauf musst du kaufen. Gross. Dann gehst du in den Grunewald und holst von dem jungen Buchenlaub.»

«Gibt's nicht hier herum?»

«Doch, dort gibt es welches. Und du sollst sehen, die ganze Stube sieht damit anders aus. Und dann: Ein Teetuch muss her. Farbig, zum Laub passend. Zart im Ton. Es geht nicht anders. Roland.»

Ich könnte vielleicht einen Artikel über die Nolde-Ausstellung schreiben? Was meinst du? Möglich, dass er Anklang findet.

Versuchen kann ich es. Ein paar Mark würde es schon bringen im 'Tempo'. Ein gutes Blatt.»

«Schön, Vater, das wäre also in Ordnung. Hat Herr Othmar Ruscht noch andere Wünsche?»

(Schluss folgt)

Die „Innere Enge“ ist nicht allein durch Geschichte und Ueberlieferung, sondern auch durch altertümliche Gewohnheiten mit der Stadt Bern eng verbunden. Unter der neuen Leitung des Herrn Fr. Weber-Möll, der durch sein fachmännisches Wissen und Können volle Gewähr für eine gepflegte Führung bietet, soll das Restaurant in seiner Art wieder an die gute alte Tradition anknüpfen. Herr Weber, der im Hotelfach in der Schweiz und im Ausland erfolgreich gewirkt hat, wird den Bernern eine heimelige, gemütliche und gepflegte Gaststätte schaffen. Die Küche, und ganz besonders jene Spezialitäten, die sich einer großen Beliebtheit im bernischen Publikum erfreuen, sollen wieder den Platz erhalten, der ihnen gebührt. Einfach und gut, aber in ausgesuchter Qualität, werden die Gäste in der Innernen Enge ihren Berner „Lieblingsplatz“ begegnen und sie genießen können. Der Keller ist ebenso gepflegt und bereit, seine Türe zu öffnen, hinter der manch guter Tropfen seiner Bürdigung harrt. Ein herrlicher Kaffee, speziell soignierte Café-complets, Patisserien und alkoholfreie Getränke werden an den schönen Sommertagen unter den prächtigen alten Bäumen und in den geschmackvoll neu eingerichteten Räumen die verehrte Kundenschaft erfreuen. Die neue Leitung ist bestrebt, in Bedienung und Organisation alles zu bieten, um das Verweilen in der Innernen Enge so angenehm als möglich zu gestalten. (—)



Abschied vom Bärner Tram

von Frið Coendet

Du liebst Bärner Tramway-Publikum
I chume für euch allne Adieu z'säge,
All die viele Jahr, die Straße grad u chrumm
Die i dürfen ha bi Sunneschyn u Räge.

Adieu de Giele, wo vor vierzig Jahre
Si gafare mit mer, später Vater worde
Si miteinand paar Jäheli witer gafare,
Und si Großvater worde übermorge.

Doch han i mängisch millesse drüber dänke,
Wenn i mit euch im Trämu gafare bi,
Kid internationali Lütt mit ihre Ränke,
Die liebste si mir geng die „fine“ Bärner gä.

So geit Zht, wie ds Trämlsahre, alls im Sprung,
I mues zum alte Ze, u das Tram verlah.
Adieu, ihr liebe Bärner alli, alt und jung,
Freundschaft will i halte, so lang i z'löbe ha.